

7. 197  
ok  
LW  
5.12.197  
Félix HOFFMANN; geboren am 29.03.1921 in Vichten (Luxemburg)

Bericht aus meiner Gefangenschaft in Russland 1945

Die Wehrmachtseinheit, der ich als zwangseingezogener Luxemburger angehöre, wird zuletzt in der Tchechoslowakei eingesetzt. Dass der Waffenstillstand sowie die bedingungslose Kapitulation Deutschlands bereits in der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1945 in Berlin unterzeichnet wurden, dass Hitler Selbstmord begangen hatte, das alles wissen wir nicht. Unsere Einheit gehört zur Kampfgruppe Schörner, ein General, ein Draufgänger, den wir nie zu sehen bekamen und der sich einfach nicht mit dem Gedanken einer Niederlage Deutschlands abfinden kann und will.

In der Nacht vom 10. Mai kommen wir, in der Nähe von Brünn, in sowjetische Gefangenschaft und werden in einer Schule notdürftig einquartiert oder vielmehr eingepferscht. Diese drei ersten Wochen als Kriegsgefangener sind eine sehr harte Prüfung, jedoch nur der Auftakt für das unsägliche Elend das mir bevorsteht.

Am 3. Juni werde ich mit 44 anderen Kriegsgefangenen in einem Viehwagen eingeschlossen. Die lange und zermürbende Bahnfahrt geht von der Tchechoslowakei über Österreich und Ungarn nach Rumänien. In Focsani werden wir von der europäischen auf die breitere russische Spur verladen. Dieser Transport erreicht zunächst Odessa, am Schwarzen Meer, um dann auf Nordkurs zu gehen, über Nikolajew, Poltawa, Charkow, Kursk, Orel, Tula, nach Moskau. Anschliessend dreht er auf Nordost nach Gorki, wo er die Wolga überquert, um schliesslich am 2. Juli in der Nähe von Kirow (heute Wyatka) anzuhalten. Mittels einer Schmalspurbahn werden wir dann in ein Lager befördert, das auf allen Seiten von unübersehbaren Torffeldern umgeben ist. Die äusserst primitiven Baracken sind mit weissem Tuch überdacht; Fussboden gibt es keinen. Unkraut wuchert zwischen den längs der Baracke angelegten zweistöckigen und durchgehenden Pritschen, die mit kargem Stroh bedeckt sind. Das von Stacheldraht und Wachtürmen umgebene Lager besteht aus etwa zehn solcher Baracken. In der Mitte befindet sich ein Brunnen, dessen Benutzung strengstens verboten ist.

Zu dieser Jahreszeit geht die Sonne bereits gegen 3 Uhr auf, um erst nach Mitternacht am Horizont zu versinken. Unser Tagesplan : 4 Uhr, Aufstehen. 5 Uhr, Suppe (in alten Benzinfässern gewärmtes Wasser mit kaum etwas Essbarem. 5,30 Uhr, Appell. 6 Uhr, Abmarsch zur Arbeit im Torffeld. 12 Uhr, Suppe (wie morgens). 12,30 Uhr, Arbeits-Wiederaufnahme. 20 Uhr, Rückkehr im Lager, 21,30, Dritte Suppe mit einer Scheibe schwerverdaulichem Brot. 22 bis Mitternacht oder 1 Uhr, Antreten. Jede Arbeit unterliegt einer Norm die man zu 101 % erfüllen muss um Anspruch auf die unzulängliche Kost zu haben, andernfalls wird sie reduziert. Die Arbeit im Torf, ohne Handschuhe, wird nach einiger Zeit zur Qual, denn der raue Torf lädiert die Hände und die Fingerspitzen beginnen aufzuspringen wie heisse Maronen. Im Revier aber gibt es lediglich Jodtinktur, Alkohol und Mineralfett...

Alle vierzehn Tage, und stets zu später Stunde, geht es zur Entlausung in einer abgelegenen Baracke. Da bekommt man einen kleinen Holzkübel mit etwa zwei Liter warmem Wasser, aber keine Seife zum Waschen. Während dieser fragwürdigen Toilette kommen sämtliche Bekleidungsstücke, an einem Haken hängend, in einen heissen Ofen. Somit soll das immerfort und insbesondere während der Nacht quälende Ungeziefer vernichtet werden.

Zum X-ten mal werden unsere armseligen Klamotten "gefilzt". Es ist verboten einen Pulli zu besitzen. Die gesamte Belegschaft des Lagers ist in Kompanien aufgeteilt und nach einiger Zeit wird jede Kompanie genauestens unter die Lupe genommen. Einzeln muss jeder Gefangene die Fragen eines vierseitigen Formulars beantworten. Diese Antworten werden von einem polnischen Dolmetscher ins russische übersetzt und von einem jungen Mädchen in den Fragebogen eingetragen.

Eines Tages erfahre ich zufällig, dass zwei zwangseingezogene Elsässer im Lager sind : Francis Sutter, aus Sélestat, und Pierre Herrmann, aus Strasbourg. Sobald sich eine Möglichkeit ergibt sind wir beieinander um zu plausern und uns gegenseitig aufzumuntern. Typhus, Cholera, Ruhr und Skorbut fordern jeden Tag neue und immer mehr Opfer. Nach drei Wochen sind es deren über fünfzig. Sie werden nachts vor dem Lager verscharrt.

Am 23. Juli, nach dem Morgenappell, verliert der Dolmetscher eine "Ausländerliste". Es handelt sich vorwiegend um Polen und Tschoslowaken, aber auch mein Freund Herrmann und ichselbst werden genannt. Sutter hingegen, der bei einer gelegentlichen ärztlichen Schnelluntersuchung nur zu 50 % arbeitsfähig befunden wurde, fehlt auf der Liste. Er ist verzweifelt und wir bedauern ihn aufrichtig. Nun geht es zu einer ausserordentlichen Entlassung. Anschliessend werden wir erneut geschoren wie schon zu Beginn unserer Gefangenschaft. Am nächsten Tag, in der Frühe, verlassen wir das Lager ohne Bewachung, lediglich unter der Führung eines Zivilisten namens Salomon, der dem Russischen Lagerkommandanten direkt untersteht. Zunächst fahren wir während etwa einer Stunde mit der Schmalspurbahn. Dann müssen wir ungefähr fünfzehn Kilometer zu Fuss zurücklegen und zwischendurch die Wyatka, ein breiter Fluss, auf einer Fähre überqueren. Anschliessend nehmen wir den Zug - diesmal in einem alten Personenwagen - bis nach Kirov. Am Bahnhofsgebäude hängt ein überdimensionales Bild von Lenin, daneben deutet ein Pfeil nach Westen : Moskau 997 km. Dann geht es wieder weiter zu Fuss bis zu einem grösseren Lager, wie üblich von Stacheldraht umsäumt und besetzten Wachtürmen versehen. Empfangen werden wir bereits vor dem Lagertor von einem ehem. ungarischen Offizier, nunmehr stellvertretenden Lagerkommandant, wie er sich zu erkennen gibt. Er ist eine eher angenehme Erscheinung. Mir empfiehlt er überraschenderweise mich als Franzose auszugeben, denn, so wörtlich "Wissen Sie, Luxemburg ist hier kaum bekannt, tausend Kilometer hinter Moskau".

Erneut werden wir "gefilzt", diesmal von einem Österreicher. Von nun an werde ich mich nicht mehr von meinem Freund Pierre trennen. Eine nochmals mit Stacheldraht umgebene Baracke wird uns zugewiesen. Sehr eng ist es auch hier, kaum Platz auf dem Rücken zu liegen. Ein kleiner Wasserbehälter mit Ventil hängt an der Wand, lächerlich für fast fünfzig Menschen. Zu essen gibt es eine Suppe mit einigen Kohlblätter und einen Esslöffel Gascha, eine Art Grütze. Normalerweise müssten wir nun als Ankömmlinge die obligatorische Quarantaine verbringen. Doch schon am darauffolgenden Tag ist sie vorbei. Und da sehen wir zu ersten Mal lebende Leichen, wandelnde Skelette, die sog. "O.K" (Ohne Kraft). Mit kleinen, behutsamen Schritten, wie Greise, bewegen sich

diese jungen Menschen. Ein gespenstiges Bild. Wir erfahren, dass im Lager etwa 2500 deutsche Kriegsgefangene sind, die meisten Überlebende von Stalingrad, jener Schlacht die den Lauf des Krieges entscheidend wendete. Von der grossen, siegreichen VI. Armee des Generals von Paulus, die etwa 300 000 Mann zählte, kehrten schliesslich noch 5000 heim, nach langen Jahren der Gefangenschaft.

Von nun an geht es jeden Tag zur Arbeit und so wie im ersten Lager unterliegt auch hier jede Tätigkeit einer gewissen Norm, die es zu erfüllen gilt. "Wer in der Sowjetunion nicht arbeitet soll auch nicht essen" hat uns Salomon gesagt. Nach der Rückkehr vom ersten Arbeitstag lernen wir Charles kennen (seinen Familiennamen haben wir nie erfahren). Er war Taxifahrer in Metz und hat bereits sechzehn Monate in diesem Lager verbracht. Sein Anblick tut weh, erbärmlich schaut er aus. Seine Brigade ist tagaus tagein damit beschäftigt Baumstämme, von der Wyatka angeschwemmt, aus dem Wasser zu ziehen.

Nachts ist das Lager so hell beleuchtet, dass man geblendet ist, wenn man aus der auch stets beleuchteten Baracke tritt, um die von Ratten beherrschten Latrinen aufzusuchen. Und dann hört man in der Ferne die Sirenen der Züge. Vielleicht fahren sie nach Westen. Das Heimweh ist erdrückend.

Wecken ist hier um 6 Uhr, dann gibt es eine dünne Suppe und eine Scheibe schweres, schwarzes Brot. Um 7 Uhr ist Appell, dann geht es zur Arbeit. Langsam aber sicher, Tag für Tag nehmen die Kräfte ab. Kein Wunder bei dieser Kost und der meist schweren Arbeit. Strassenbau, Abrinden und Transport von Baumstämmen, Abladen von Güterwagen usw. sind unsere Beschäftigung. Heute ist Sonntag. Doch auch am theoretischen Ruhetag wird gearbeitet. Vormittags muss aus einer zwei Kilometer entfernten Munitionsfabrik Brennholz für die Küche herangeschafft werden und zwar in zwei Gängen, d.h. acht Kilometer zu Fuss, davon die Hälfte mit beladenen Schultern. Nachmittags gibt es jede Menge Arbeit innerhalb des Lagers.

Seit fünf Monaten trage ich die gleiche Leibwäsche, die gleichen Socken. Seit fünf Monaten kann ich mich nicht mehr richtig waschen. Unser Zeitvertreib wenn wir abends auf der Pritsche liegen : die Wanzen an der Decke mit den Füßen zerdrücken und die stets vorhandenen Läuse am Körper zu jagen. Meine Blase bereitet mir Sorgen. Immer öfter muss ich nachts zur ekelhaften Latrine eilen. Pierre ist vom Durchfall geplagt.

Seit wir aus der Quarantaine-Baracke in eine andere verlegt wurden haben wir auch einen neuen Brigadechef. Als ehemaliger Oberfeldwebel der Wehrmacht hat er seine schlechten Gewohnheiten nicht aufgeben können. Vom ersten Augenblick an ist er uns unsympathisch. Bei jeder Gelegenheit sucht er uns zu schikanieren, zu quälen oder zu ärgern. "Man sollte euch beide erschiessen !" tobt er einmal vor versammelter Brigade.

Unterdessen hat das Lager neue Zugänge bekommen, darunter drei Elsässer : Camille Luttmann, aus Marmoutier, Robert Merck, aus Hoenheim und Ernest Schmitt, aus Sand. Jeden Abend, wenn es die Zeit erlaubt, sitzen wir zusammen um Erinnerungen und Hoffnungen auszutauschen. Eines Abends, nach der Rückkehr ins Lager, finden wir mit viel Freude Francis Sutter. Er hatte viele Tränen vergossen

nach unserem Abschied aus dem vorigen Lager und hatte uns längst zuhause vermutet.

Am 21. September fällt der erste Schnee. Als wir von der Arbeit an unsere Pritsche kommen müssen wir mit Bestürzung feststellen, dass die Russen uns die einzige Decke weggenommen haben. Offensichtlich wollen sie uns erledigen. Doch kann man es ihnen verübeln, wenn man erlebt hat wie die Deutschen und insbesondere die Waffen-SS mit den sowjetischen Kriegsgefangenen verfahren sind?

Am Abend des 1. Oktober erhalten wir durch den Österreicher eine für uns sensationelle Nachricht. Ein aus Sibirien kommender Transport, der "O.K." befördert, soll in Kirov eingetroffen sein und wir "Ausländer" hätten gute Aussichten mit ihm nach Westen zu fahren! Vor Auregung können wir keine Ruhe finden. Doch am nächsten Tag ist die Enttäuschung gross, denn wir kehren, wie gewöhnlich zur Arbeit zurück. Gegen Mittag aber holt uns ein russischer Soldat in der Fabrik ab, um uns ins Lager zurück zu bringen. Einmal mehr Entlausung, Rasur und totaler Haarschnitt bevor wir in einer anderen Baracke untergebracht werden. Dann müssen wir uns gegenseitig sämtliche Körperhaare abschneiden mittels einer alten Schere die uns ein Russe geliehen hat.

Tags darauf, erneute Enttäuschung. Wir müssen wieder zur Arbeit. Und wieder kommt ein Russe auf dem Fahrrad um uns abzuholen. Einzeln treten wir vor den russischen Lagerkommandanten. Neben ihm sitzt eine junge Dolmetscherin, die sich über den im vorigen Lager ausgefüllten Fragebogen beugt. Nachdem sie sich meiner Kenntnisse der französischen Sprache überzeugt hat, wendet sie sich dem Kommandanten zu und redet mit leiser Stimme auf ihn ein. Dann schiebt sie dem Russen meine Akte zu, die er anscheinend teilnahmslos unterzeichnet. Im angrenzenden Raum überprüft der russische Arzt hauptsächlich die Beseitigung aller Körperhaare.

Am nächsten Tag empfangen wir die letzte Suppe. Insgesamt sind wir 45 "Ausländer" und etwa einhundert deutsche "O.K." die, völlig stumpfsinnig, sich gar nicht bewusst sind was geschieht. Nach einer letzten Zählung steigen wir auf die Fahrzeuge die uns in die Nähe des Bahnhofs bringen. Ein langer Güterzug erwartet uns. Er kommt aus Sibirien über den Ural. Die einzelnen Wagen sind mit "O.K." überfüllt. Diejenigen aus unserem Lager werden in die zwei letzten Wagen gepferscht, derweil wir "Ausländer" in einem der vorderen Wagen unterkommen. Da erfahren wir, dass der Zug nach Frankfurt/Oder fahren und die Reise mehrere Wochen dauern wird.

Noch einige Stunden Geduld und die lange und so ersehnte Fahrt nach Westen beginnt. Mit feuchten Augen drücke ich meinem Freund die Hand. Bei jedem Anhalten des Transports werden die verstorbenen "O.K." in einen vorderen Wagen gebracht, dort wo das Holz für den Küchenwagen aufgestapelt ist. Der Hunger ist chronisch. Aber Schwäche, Krankheit, Hunger, Durst, Kälte, Parasiten und Schmutz können uns Lebenswille und Hoffnung nicht rauben. Jede Radumdrehung, jede Sekunde bringen uns der Heimat näher.

Mit meinen elsässischen Kameraden und Charles, dem Lothringer, werden wir von einer jungen russischen Frau in Uniform herangezogen jeden Tag die dem Typhus erlegenen "O.K." zu bestatten. Die ersten Leichen fassen wir mit widerwillen an. Sie sind abgemagert, nur

noch Haut und Knochen, die Haut ist gelb und die Augen sind weit geöffnet und verdreht. Aber mit der Zeit gewöhnen wir uns auch an diese schaurige Tätigkeit. Meist, wenn der Zug auf offener Strecke anhält, schleppen wir die Leichen irgendwo hin, ins nahe Gelände, und wenn die Zeit es erlaubt, legen wir sie in ein schnell ausgehobenes, flaches Loch. Oft müssen wir sie liegen lassen, wenn das kurze Pfeifen der Lokomotive ertönt und der Transport sich wieder in Bewegung setzt. Unser grösstes Problem ist der Wassermangel um die Hände zu waschen. Da bleibt der Urin die einzige Notlösung, denn uns allen graust vor dem Typhus. Insgesamt hat unser kleines Totenkommando über achzig Leichen aus dem Zug geholt und verscharrt. Der Transportleiter, ein russischer Leutnant, ist oft betrunken, da er die für die Gefangenen vorgesehenen Lebensmittel zum Teil in Alkohol umsetzt. Statt den Zug, wie geplant, nach Frankfurt/Oder zu leiten, hat er ihn nach Berlin-Lichterfelde geordert. So muss er ihn nach drei Tagen unnötigen Aufenthalts in der ausgebombten Hauptstadt nach Frankfurt/Oder zurück leiten. Die achtzig Kilometer dieser Bahnstrecke sind nur so von "O.K." Leichen besät. Viele dieser geisterhaften Gestalten schleppen sich mit letzter Kraft dem Bahnkörper entlang, fallen zu Boden, richten sich wieder mühsam auf um erneut in die Knie zu gehen und schliesslich umzufallen und liegen zu bleiben. Die Erklärung für dieses schaurige Drama erfahren wir später. Alle "O.K." aus der gesamten Sowjetunion werden in Frankfurt/O. zusammengezogen. Dort bekommen sie einen Leib Brot und einen Fahrschein nach Hause. Aber den Zug dürfen sie erst ab Berlin nehmen...

Bei der verspäteten Ankunft unseres Transports in Frankfurt/O. haben die Russen alle Mühe, trotz ihres unaufhörlichen Geschrei, die völlig apathischen "O.K." zusammen zu halten, um sie in die grosse Kaserne zu führen von wo aus sie dann entlassen werden. Wir aber, die "Ausländer", werden nach Nationalitäten getrennt. Die Franzosen müssen acht Tage gedulden um einen 1500 Mann starken Transport nach Hause zu bilden. Mein Freund Pierre und ich sehen uns noch jeden Tag, bis zu seiner Abreise. Ich aber werde noch lange Wochen ausharren müssen um dann endlich meine Angehörigen in Luxemburg mit grosser Ergriffenheit in die Arme schliessen zu können. Diese wurden von meinem Freund, der am 15. November in Strassbourg angekommen war, über meinen Verbleib benachrichtigt und somit etwas beruhigt.

All die körperlichen und seelischen Qualen und Leiden, all die Entbehrungen, alle Demütigungen, haben wir ertragen müssen für eine Sache und in einer Uniform die nicht die unseren waren.

Heimkehr in Luxemburg am 7. Dezember 1945 mit 171 luxemburger Zwangsrekrutierten.

